

„Stadt Neu!“ war von Beginn an als Reihe geplant. Bereits auf dem Cover des ersten Bandes prangte in einem Rhombus deutlich eine ‚1‘. Jetzt ist Band 3 in der konzeptionellen Vorbereitung, und der Denkmalverein Hamburg (Tel. 040/3510 66-600 [AB], [info@denkmalverein.de](mailto:info@denkmalverein.de)) ist für Vorschläge dankbar, gerne auch von Orten, die nicht unmittelbar im öffentlichen Fokus stehen. Holmer Stahncke

### *Geistes-, Wissenschafts- und Literaturgeschichte*

*Gerhard Lohse*, Bruno Snell (1896–1986). Geisteswissenschaft und politische Erfahrung im 20. Jahrhundert. Göttingen (Wallstein) 2023. 319 S., Abb. (= Wissenschaftler in Hamburg, Bd. 6), 26 EUR.

Bruno Snell (1896–1986) war einer der bedeutendsten Gelehrten der jungen Hamburger Universität, deren Philosophische Fakultät es von Anfang an verstand, renommierte oder später führende Vertreter ihrer Fächer für sich zu gewinnen. Hier hat Snell nach seiner Habilitation als Privatdozent und seit 1931 als Nachfolger des Latinisten Friedrich Klingner als ordentlicher Professor fast 30 Jahre bis zu seiner Emeritierung mit großem Erfolg gelehrt und geforscht.

Ihm kommt das große Verdienst zu, zusammen mit Ernst Kapp (1888–1978), einem noch schärferen und kompromissloseren Gegner des Nationalsozialismus, das Hamburger Klassisch-philologische Seminar vor der Einflussnahme von Seiten der NS-Ideologen und Funktionäre bewahrt und entsprechend auf die Studenten eingewirkt zu haben. Trotz seines auch taktischen Geschicks war Snell bisweilen gezwungen, Konzessionen gegenüber dem Regime zu machen: Besondere Überwindung wird es ihn gekostet haben, am 24. August 1934 wie fast alle Hochschullehrer den Diensteid auf Hitler zu schwören (von Lohse nicht erwähnt). In der ersten Nachkriegszeit widmete Snell – da unbelastet – einen erheblichen Teil seiner Arbeitskraft dem Neuaufbau der Fakultät und der gesamten Universität, als Dekan (1945/46) und zweimaliger Rektor (1951/52 und 1952/53). Vor allem setzte er sich zusammen mit dem Göttinger Philologen Kurt Latte (1891–1964) – ebenfalls unbelastet – für die Wiederaufnahme der Beziehungen zu ausländischen Gelehrten und Organisationen ein. Jetzt hat Snells Werk und Wirken eine ausführliche Würdigung durch Gerhard Lohse erfahren, der durch mehrere Beiträge für diese Aufgabe bestens ausgewiesen ist.

Lohse verfolgt den Lebensweg Snells im Wesentlichen chronologisch, unterteilt in etwa 30 Abschnitte; er behandelt die Kindheit und Schulzeit in Lüneburg (bis 1914), das Studium des Rechts und der Politischen Ökonomie in Edinburgh (nach dem Vorgang seines Veters Paul Leverkühn) mit der anschließenden Internierung auf der Isle of Man (1914–18), die philologisch-philosophischen Studien in Göttingen, Berlin, München und wieder Göttingen, die dortige Promotion (1922), die Hamburger Habilitation (1925) und die Privatdozentenzeit. Ausführlich dargestellt werden die Umstände seiner Ernennung zum ordentlichen Professor in der Hamburger Philosophischen Fakultät (1930/31) sowie die Zeit der Professur (1931–1959/60) mit den Schwierigkeiten während der NS-Zeit und der ersten Nachkriegszeit (Entnazifizierung) mit dem Rektorat im Mittelpunkt. Geschickt und instruktiv hat Lohse Snells Leben in die politische und kulturelle Entwicklung eingebettet, indem er wiederholt historische Ereignisse (z. B. die Ursachen der „Machtergreifung“) und geistige Strömungen (wie

Werner Jaegers Dritten Humanismus und die amerikanische Kulturpolitik der frühen Fünfzigerjahre) näher beleuchtet.

Deutlich wird von Lohse herausgearbeitet, welche Anliegen Snell mit den von ihm oder zusammen mit anderen ins Leben gerufenen Institutionen und Gesellschaften verband. Hervorheben will ich nur Snells letzte Gründung, das Europa-Kolleg in Hamburg (1953/55), dessen wichtigstes Ziel es war, den Gedanken eines vereinigten Europa auf der Grundlage des gemeinsamen Erbes der griechisch-römischen Kultur zu fördern. (S. 179–183). Das Wirken für ein vereinigtes Europa war Snell nach den Schrecknissen der NS-Zeit ein Herzensanliegen bis an sein Lebensende, für das er auch in seinen Schriften bis zuletzt eintrat.

Darüber hinaus hat Lohse Snells wissenschaftliches Werk ausführlich gewürdigt, etwa die geistesgeschichtlichen Arbeiten, welche die Entwicklung des griechischen Denkens und Selbstbewusstseins von Homer ab zum Gegenstand haben.

Eingehend beschäftigt sich Lohse ferner mit Snells Mitwirkung an der von der britischen Militärregierung angestoßenen Universitätsreform, deren Ergebnisse im „Blauen Gutachten“ niedergelegt wurden (1948), und mit seiner Teilnahme an den Gesprächen des Hofgeismarer Kreises (1953/54), bei denen Snell für die Trennung von Lehre und Forschung eintrat, sich aber gegen die „Humboldtianer“ nicht durchsetzen konnte, „obwohl die Zeiten sich so radikal geändert hatten“, so dass er resignierte und sich lieber den Tragiker-Fragmenten zuwandte „und dergleichen unnützem Zeug“, wie Snell rückblickend Lohse gegenüber äußerte (S. 196).

Mit diesen Bemerkungen muss ich es bewenden lassen, obwohl sie nur ein unvollständiges Bild von Lohses reichhaltiger Darstellung vermitteln können. Doch will ich auf einige spezielle Punkte eingehen, bei denen ich mit Lohse nicht übereinstimme. Zunächst zum Grußwort von Bernd Seidensticker. Er gibt die von Walter Jens oft erzählte und weiter tradierte Episode wieder, dass Snell ihm, Jens, bei dem Wechsel des Studiums von der Germanistik zur Philologie im Juni/Juli 1941 auf seine Frage, ob es noch sinnvoll sei, Griechisch zu studieren, erklärt habe: „Natürlich hat es Sinn, unter der Voraussetzung, dass wir den Krieg verlieren. Aber das werden wir ja.“ Es lässt sich schon mit zwei Hinweisen zeigen, dass diese Begebenheit unhistorisch ist. Zu dem genannten Zeitpunkt stand das Hitlerreich auf dem Höhepunkt seiner Machtentfaltung, und Jens, damals Mitglied des NS-Studentenbundes und der Kameradschaft Hermann von Wissmann, war, wie er später gestanden hat (Süddt. Ztg. vom 8. Dezember 2003), „lange Jahre angepasst“, seine Wendung „zu einem demokratischen Republikaner“ vollzog sich erst allmählich ab Mitte 1943 in Freiburg (vgl. W. A. Schröder, Walter Jens und Bruno Snell. Zu einer fingierten Begegnung. In: *FuturoClassico* [FCI] Nr. 10, 1924, S. 135–162).

Lohses Darstellung stützt sich auch auf ungedruckte Quellen, Privatbriefe Snells an seine Eltern und autobiografische Aufzeichnungen, darunter „Von Diesem und Jenem“ (VDuJ), etwa 55 Skizzen über Persönlichkeiten, die er gut kannte (S. 17f.). Hinzu kommen zahlreiche Berichte und Gespräche mit Snell selbst „in hohem Alter“ [...] „über die von ihm erlebte Zeit“, die „viel zum Verständnis der Geschichte des Hamburger Seminars“ usw. beitragen und denen Lohse „Authentizität“ zuschreibt (S. 227). Doch die Ereignisse, an die Snell sich erinnerte, lagen zum Teil über 50 Jahre zurück, andere 25 bis 30 Jahre. So sind ihm manche harmlosen Fehler unterlaufen, manche Aussagen stehen im Widerspruch zu den Tatsachen und zu Snells früheren

Aufzeichnungen. Denn Snell schildert sein Leben – geprägt durch viele Erlebnisse – wie er es rückblickend gesehen hat und gesehen wissen wollte.

Als Beispiel nenne ich Snells spätere demokratisch-republikanische Gesinnung und seine Abneigung gegen den ‚Wilhelminismus‘ und jede Form des Nationalismus. Doch war auch Snell ein Kind seiner Zeit und in einem wohlhabenden Elternhaus aufgewachsen, das kaisertreu und national-patriotischer Gesinnung war (S. 26, 37f.). Und genau diese Einstellung hatte auch der junge Snell bis mindestens 1920, wie sein Aufsatz über „Kriegspropaganda“ zeigt, in dem er mit der englischen Propaganda, deren Zeuge er als Internierter war, abrechnet (publiziert in der Zeitschrift „Deutsche Politik. Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik“ Jg. 5, 1920, S. 177–181). Wenn Lohse jetzt (S. 32) in Briefen Snells von 1914 schon „eine distanzierte Betrachtung von Hurra-Patriotismus und Kriegseuphorie in Deutschland“ wahrnimmt, so beweist der genannte Aufsatz (S. 179), auf den Lohse hinweist, aber nicht zur Kenntnis genommen hat, dass Snell diese Briefe „sogar selbst angesteckt von diesem ausgestreuten Gift“ der Propaganda geschrieben hat. Auch ist es nicht zutreffend, dass „uns bereits in den Briefen des 18-Jährigen“ [1914] das „aufklärerisch-liberale Denken der Snell’schen Familientradition“ begegnet, wie Lohse an späterer Stelle (S. 217) schreibt, denn mit dieser Tradition beschäftigte sich Snell erst 1919/20 (ebd. S. 238 Anm. 20). Wie sehr Lohse von Snells späterer Ablehnung des Wilhelminismus beeinflusst ist, wird deutlich, wenn er schreibt (S. 26), dass es Snell nach dem Abitur „aus der Enge der wilhelminisch geprägten Kleinstadt fort ins Freie [zog], wo sich neue Erfahrungen und Möglichkeiten eröffnen konnten“. Dem liegt Snells eigene Aussage zugrunde (Einleitung zu VDuJ), „ich hatte den Wunsch, in eine etwas freiere Luft zu kommen“, also keine Diskriminierung der Kleinstadt und des Wilhelminismus. – Wie sehr Snells spätere Selbstauffassung seine Sichtweise geprägt hat, ersieht man u. a. daraus, dass er seine Teilnahme an einem Freikorps bzw. einer „Garde-Reserve-Division“ schon kurz darauf „verharmlosend“ (S. 39) „Grenzschutz Ost“ nennt und später – wie auch seinen Aufsatz über „Kriegspropaganda“ – niemals mehr erwähnt.

Die genauen Umstände, die zur Ernennung Snells zum Hamburger Ordinarius als Nachfolger des Latinisten Friedrich Klingner führten, völlig zufriedenstellend aufzuklären wird kaum möglich sein, es sei denn, es kämen neue Dokumente zum Vorschein. Lohse (S. 76–80) stellt es als gesicherte Tatsache hin, dass Hermann Fränkel ein Opfer des Antisemitismus wurde. Dagegen bin ich der Ansicht (die ich noch ausführlicher an anderer Stelle begründen werde), dass es Fakultät und Behörde auf Grund der schwierigen Stellung Snells vorrangig um dessen Versorgung ging, ein Gesichtspunkt, den Lohse gar nicht in Betracht zieht, die Akten aber nahelegen.

Die geistesgeschichtlichen Arbeiten Snells stellt Lohse weitgehend deskriptiv dar, enthält sich jeder Kritik und weist nur nebenbei auf ablehnende Stimmen wie Arbogast Schmitt hin (S. 283 Anm. 515). Snells Hauptthese lautet: Homer fehlt noch jedes Bewusstsein, eigene Entscheidungen auf Grund rationaler Erwägungen zu treffen (denn diese werden durch das Eingreifen einer Gottheit herbeigeführt). Erst Aischylos habe „zum ersten Mal den freien, sich selbst verantwortlichen Menschen“ geschaffen, der von sich aus eine Wahl zu treffen habe, ohne sich auf eine höhere Autorität berufen zu können (VDuJ). Diese Ansicht wird heute kaum noch geteilt (Lohse gehört zu den wenigen), da es gewichtige Gegenargumente gibt, u. a. mehrere Homerstellen, wo sich die Helden auf Grund eigener Überlegung zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden.

Lohse hebt mehrfach Snells Interesse an der Politik hervor, das dieser generell von Hochschullehrern fordert (zu einem „lebendigen Forscher gehört vor allem auch ein waches Interesse für die Politik. Dazu sollten wir auch unsere Studenten erziehen“, S. 29); da hätte es nahegelegen zu erwähnen, dass Snell Mitglied der SPD war (u. a. Mitglied eines Gesprächskreises um Karl Schiller und gut bekannt mit Max Brauer) und Studenten den Eintritt in eine politische Partei empfahl. Den studentischen Rebellen von 1968 stand er aber verständnislos und ablehnend gegenüber.

Zwei wichtige Anliegen Snells seien abschließend noch erwähnt, Lehren, die er aus den Eingriffen des NS-Staates in die Freiheit von Forschung und Lehre der Universitäten und Schulen gezogen hat und die Lohse gebührend herausstellt: Jeder Einfluss des Staates, auch des demokratisch-legitimierten Staates, auf die Forschung ist abzulehnen, und darunter fällt auch staatliche Auftragsforschung (S. 191f.). Diese Mahnung ist heute aktueller denn je, wie auch folgende Feststellung Snells nichts von ihrer Richtigkeit eingebüßt hat (DuG 96): „Gesinnungskämpfe pflegen nicht harmloser zu sein als reine Machtkämpfe. Das zeigt die Geschichte bis auf den heutigen Tag.“

Unbeschadet einiger Kritikpunkte, die in einer Rezension eher im Vordergrund stehen: Lohses biografischer Darstellung liegt eine überzeugende Konzeption zugrunde: Er verfolgt nicht nur Leben und Wirken Snells in allen Phasen als Hochschullehrer und Organisator, sondern bezieht darüber hinaus auch die politische und kulturelle Entwicklung ein, so dass vor unseren Augen ein lebendiges Bild einer Persönlichkeit „sui generis“ entsteht, die über einen wachen politischen Verstand verfügte, der ihn sensibilisierte, bereits vor 1933 die vom Nationalsozialismus drohenden Gefahren zu erkennen, auch wenn er nichts Entscheidendes dagegen ausrichten konnte und sich nur gemeinsam mit Gleichgesinnten, wie er Lohse erzählte (S. 116), ärgern und schimpfen konnte.

Wilt Aden Schröder

Ernst Müller und Barbara Picht (Hg.), „Vorträge der Bibliothek Warburg.“ Das intellektuelle Netzwerk der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg. Göttingen (Wallstein) 2023. 304 S., Abb., 35 EUR. Auch online verfügbar, s. <https://www.wallstein-verlag.de/openaccess/9783835353459-0a.pdf>.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die persönliche Bibliothek des Hamburger Kunst- und Kulturhistorikers Aby Warburg (1866–1929) zu einer wissenschaftlichen Forschungseinrichtung in privater Trägerschaft umgewandelt, die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg (K.B.W.). Sie avancierte rasch zu einer der wichtigsten und innovativsten Einrichtungen ihrer Art im Deutschland der Zwischenkriegszeit. Zu der erstaunlichen Erfolgsgeschichte haben viele beigetragen. Schon weil Warburg selbst sich von 1918 bis 1924 in stationärer psychiatrischer Behandlung befand, hatte Warburgs Assistent Fritz Saxl einen wesentlichen Anteil an der organisatorischen Gestaltung des Prozesses. Ein Kreis von einschlägig interessierten Wissenschaftlern, der sich noch während Warburgs Abwesenheit um dessen Bibliothek formierte, setzte eine höchst produktive Zirkulation von Ideen in Gang, die der Arbeit von Ernst Cassirer, Erwin Panofsky oder Edgar Wind entscheidende Impulse verliehen hat. Warburgs früher Tod hat sein wissenschaftliches Œuvre zwar als Torso hinterlassen, dessen geistige Spannweite sich erst anhand von postum edierten Nachlassmaterialien voll erschließen lässt. Die personalen Netzwerke, die sich um ihn und die K.B.W. bildeten, waren jedoch bereits zu Warburgs Lebzeiten ein eindrucksvolles Zeugnis seines geistigen Anregungspotenzials.